

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

## Geahnte Horizonte

am 16. Juli 2017 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

*Es ist ein seltsames Land. [...] Flach liegt es da, fast ohne Falte, und die Wege und Wasserläufe führen weit in den Horizont hinein. (Rilke)*

Es war vielleicht an der Zeit, dass wir mal eine Ausstellung über den Horizont machen. So wichtig, wie er in den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck ist. Die allesbeherrschende Linie in so vielen ihrer Gemälde. Mal schnurgerade, mal gekrümmt oder durch einen einzelnen Baum unterbrochen. Mal an den unteren Bildrand verschoben, sodass der Himmel mit den sich auftürmenden Wolken das ganze Bild beherrscht. Oder an den oberen Bildrand gequetscht, sodass die Landschaft uns entgegenzukommen scheint und der kleine Rest Himmel in eine fast abstrakte Ferne verschwindet. Oft von Wolken verhangen oder durch ferne, schemenhafte Bäume verstellt, unscharf und nebelhaft verschleiert wie in den Bildern von Conrad Sevens. Wir erahnen den Horizont mehr, als dass wir ihn wirklich sehen. Geahnte Horizonte.

Dabei ist der Horizont eigentlich etwas Merkwürdiges. Nicht Himmel und nicht Erde, ein Ding **ohne Ort, ohne Ausdehnung und ohne Maß**, eine imaginäre und trotzdem allgegenwärtige Linie.

Wenn wir auf einer weiten Ebene wie dem Teufelsmoor stehen, sehen wir deutlich: Der Horizont umgibt uns zu allen Seiten. Er umgrenzt den Bereich, den wir sehen können, und damit zugleich die Welt, in der wir leben. Nicht umsonst wurde das Wort „Horizont“ im 17. Jahrhundert zunächst als „**Gesichtskreis**“ eingedeutscht. Auch wenn dieser Begriff sich nicht durchgesetzt hat – er bleibt zutreffend.

Die unerschütterliche **Waagerechte** des Horizonts gibt uns Orientierung. Wir wissen, dass der Horizont da ist, auch wenn wir ihn gerade nicht sehen. Unser Gleichgewichtssinn richtet sich nach ihm aus. Aufrecht, das bedeutet: Im rechten Winkel zum Horizont. Solange dieser Horizont nicht

schwankt oder kippt, ist unsere Welt in Ordnung. Gerät er in Bewegung, sind wir in Not: Wir werden seekrank oder schwindelig, denn wir wissen nicht mehr, woran wir uns ausrichten – und aufrichten – sollen.

Die Zeiten, in denen der Horizont als das Ende der Welt galt, sind lange vorbei. Wir wissen längst um die Erdkrümmung, wir können den Horizont erklären und berechnen. Wir können ihm mit mathematischen Formeln und nautischen Apparaten, mit der Messung von Lichtbrechung und Kimmtiefe zu Leibe rücken.

Aber der banale Satz: „*Hinterm Horizont geht's weiter*“ ist trotzdem eine Wahrheit, der nur unser Verstand zustimmen kann. Unser Gefühl sagt etwas anderes. Gefühlt waren wir noch nie hinter dem Horizont. Er weicht ja vor uns zurück, sobald wir uns ihm zu nähern versuchen. Und selbst wenn wir Ozeane überqueren und ferne Kontinente bereisen, lockt auch dort wieder ein neuer Horizont in der Ferne, der unerreichbar zu sein scheint. Niemals werden wir etwas sehen können, das hinter dem Horizont liegt. Denn sobald wir es sehen, liegt es ja schon nicht mehr hinter dem Horizont. Ein ewiges Spiel, das wir immer verlieren werden.

Der Horizont ist deshalb, wenn wir ehrlich sind, eine Zumutung: Der letzte unerreichbare Ort auf einer durchkartographierten Erde. Daran ändern auch Düsenjets und Überschallgeschwindigkeit nichts: Er bleibt unerreichbar. Ein Nicht-Ort, was auf Griechisch übrigens *ou-topos* heißt: Der Horizont ist also, wenn Sie so wollen, eine U-topie im besten Sinne.

Dieser Horizont als Nicht-Ort, als Utopie, wie er uns auch in den Bildern von Conrad Sevens oder von Fritz und Hermine Overbeck begegnet, macht die Landschaft erst zu dem, was sie ist: Zu etwas, das mehr ist als eine Ansammlung von Bäumen, Feldern und Wolken. Erst der Horizont macht aus den einzelnen, unverbundenen Elementen der Natur ein umschlossenes Ganzes. Eine Einheit. Vor dem Horizont sehen wir nicht einfach nur ein Stück Natur. Wir sehen unsere Welt. Nicht nur die äußere, sondern auch unsere innere Welt. Nicht umsonst sprechen wir davon, „unseren Horizont zu erweitern“, wenn wir etwas lernen. Davon, „einen Weg einzuschlagen“, wenn wir eine Entscheidung treffen. Landschaft ist mehr als nur eine Metapher. Wir denken und fühlen in Bahnen, die die Landschaft uns vorgibt. Wir können gar nicht anders.

*„Ein Bildnis machen, heißt das nicht, einen Menschen wie eine Landschaft sehen?“* fragt Rilke. Aber wie sehen wir denn Landschaften? Wir schauen sie an, als schauten wir in unser Innerstes. Sie werden es merken, wenn Sie vor den Bildern von Conrad Sevens stehen. Unwillkürlich sehen wir in die Ferne und nach innen, beides gleichermaßen.

Landschaften können, um es mit George Eliot zu sagen, *„das innere Reich, in dem wir uns bewegen, vergrößern.“* Das tun diese Bilder – sie geben uns Raum. Deshalb mussten auch wir ihnen Raum geben und haben sie ganz bewusst sehr sparsam an die Wände des Overbeck-Museums gehängt – immer nur ein einzelnes Bild auf eine Wand. Es ging gar nicht anders. Diese Bilder brauchen Raum zum Atmen. Wir brauchen Raum zum Atmen, wenn wir vor ihnen stehen und sie betrachten. Und still werden. Und das wünsche ich Ihnen: Dass Sie vor diesen Bildern still werden und sie auf sich wirken lassen können.

In der Planung dieser Ausstellung und der Vorbereitung auf diese Eröffnung ist mir aufgefallen: Es ist gar nicht so leicht, zu den Bildern von Conrad Sevens etwas zu sagen. Da mir ja nicht oft die Worte fehlen, habe ich mich gefragt, warum das so ist, und habe bei dem britischen Autor Robert Macfarlane eine Antwort gefunden. Macfarlane schreibt:

*Mir scheint, dass Landschaften nicht wie ein Steg oder eine Halbinsel in uns hineinragen, bis zu einer bestimmten Tiefe und in begrenztem Umfang, sondern wie das flirrende, unkartierbare Sonnenlicht, das alles durchdringt und erhellt. Was wir aus Orten machen, das können wir sagen [...], aber zum Ausdruck zu bringen, was Orte aus uns machen, fällt uns ungleich schwerer.*

Hier zeigt sich nach meinem Empfinden die Besonderheit dieser Ausstellung: Conrad Sevens zeigt uns in seinen Bildern Landschaften, die etwas aus uns – man könnte auch sagen: mit uns – machen. Und für die wir deshalb nur schwer Worte finden. Diese Landschaften haben mehr Macht über uns als wir über sie. Sie bringen uns dazu, uns selbst aufrichtig – und das heißt: aufrecht, am Horizont ausgerichtet, aber eben auch ehrlich, mit offenen Augen – gegenüber zu treten. Diese Landschaften konfrontieren uns mit Fragen, die an unser Innerstes rühren, wie Robert Macfarlane schreibt:

*Seit einiger Zeit glaube ich zu wissen, dass es zwei Fragen gibt, die wir jeder Landschaft, die uns beeindruckt, stellen sollten. Die erste: **Was weiß ich, wenn ich an diesem Ort bin, was ich nirgendwo sonst wissen kann?** Die zweite, auf immer unbeantwortete: **Was weiß dieser Ort von mir, was ich selbst nicht wissen kann?***

Das sind Fragen, die weit über gewöhnliche Natur- und Kunstbetrachtung hinausgehen. Und auch wieder nicht. Nur deshalb haben wir ja den unstillbaren Wunsch, Natur und auch Kunst zu betrachten: Weil wir uns dabei genau solchen Fragen stellen können, die in unserem Alltag für gewöhnlich keinen Platz finden.

Um diesen Fragen zu begegnen, müssen wir uns auf den Weg machen. So wie Sie sich heute Morgen auf den Weg gemacht haben, hierher. Eine Landschaft muss man sich erlaufen, erwandern. Robert Macfarlane schreibt, man könne Landschaft nicht mit den Augen, sondern man müsse sie mit den Füßen sehen: mit „sehenden Sohlen“, die die Landschaft in sich aufnehmen, sobald sie Schritt für Schritt den Boden berühren. Berührung als Betrachtung also, ein schönes Bild.

Hier im Museum funktioniert es genau umgekehrt: Betrachtung als Berührung. Indem Sie die Bilder von Conrad Sevens, aber auch von Fritz und Hermine Overbeck betrachten, kommen Sie in Berührung mit den Landschaften, die Sie sehen, mit den Künstlerpersönlichkeiten, die diese Bilder geformt und gestaltet haben, aber auch mit sich selbst. Mit den Fragen, die diese Bilder Ihnen – und nur Ihnen – stellen. ***Was weiß ich, wenn ich an diesem Ort bin, was ich nirgendwo sonst wissen kann?***

Nehmen Sie sich Zeit, sich in diese Bilder zu versenken. Sie verlangen es. Manches schemenhaft Angedeutete, manche Tiefe werden Sie erst wahrnehmen, wenn Sie es sich erlauben, minutenlang vor einem Bild zu verharren und den Blick nicht abzuwenden. Das fällt uns oft gar nicht so leicht, aber wir werden belohnt. Denn erst dann begegnen wir in diesen Landschaft auch uns selbst und unseren Fragen: ***Was weiß dieser Ort von mir, was ich selbst nicht wissen kann?***

Vielleicht gibt uns das eine oder andere Bild darauf eine leise Antwort.